

Wie ein Windhauch – Fragmente der Erinnerung

Drei sehr persönliche Fragmente

Unvergessen

„Er war ein schöner junger Mann, der Walter!“

So sprach unlängst eine 96jährige Dame über ihren Cousin, der heuer die 99 erreicht hätte. Und in der Tat: die Vielzahl erhalten gebliebener Fotos zeigt einen hochgewachsenen, sportlichen, charmant wirkenden und gut aussehenden Abiturienten, der offensichtlich im Kreise seiner Freunde und Kameraden beliebt war und auch die Blicke junger Frauen auf sich zog. Sein Vorname war bewusst gewählt: die Mutter war eine geborene Walther, sie hatte nur Schwestern und keinen Bruder, so dass der Zuname „Walther“ im Ort aussterben würde.

Sohn Walter erlebte eine Schulzeitverkürzung durch die Nazis um ein Jahr, machte nach nur acht Jahren auf dem Gymnasium sein Abitur und wurde dann zur Wehrmacht eingezogen. Er freundete sich dort mit zwei anderen Kameraden an, und das Trio versprach sich gegenseitig, die jeweiligen Angehörigen persönlich zu benachrichtigen, falls einer von ihnen den Krieg nicht überleben sollte. Die Drei wurden nach Italien geschickt, zu einem Zeitpunkt, zu dem nach dem Sturz Mussolinis und dem Waffenstillstand von Cassibile aus deutscher Sicht der „Fall Achse“ eingetreten war, in dem italienische nicht mehr Seite an Seite mit deutschen Truppen kämpften, sondern die Wehrmacht südlich des Alpenhauptkamms als Besatzungsmacht auftrat. Die Jungs würden gegen Briten und US-Amerikaner antreten müssen. Sie taten ihre Pflicht, oder besser: was andere dafür hielten.

„Gefreiter Walter R., gefallen am 15.10.1944 südwestlich von Bologna ... Rest uninteressant, gez. Schulz, Hauptmann und Kompaniechef“. Ein schnöder Brief trifft im Rhein-Main-Gebiet ein. Mit 19 Jahren! Von drei Jungs kehrt nur einer zurück, er hält Wort. Ein zweiter stirbt ebenfalls bei Bologna, sein Leichnam kann vorläufig auf einem Dorffriedhof in der Emilia-Romagna beigesetzt und Jahre später auf den Deutschen Soldatenfriedhof am Futa-Pass umgebettet werden. Walters MG-Nest erhält einen Granatenvolltreffer - danach bleibt von einem Menschen nichts übrig, was hätte beerdigt werden können. Es hat somit nie ein Grab gegeben. Nur die Erinnerung in den Köpfen von Mutter, Vater, Schwester, Cousine und allen Verwandten.

Der Vater bemüht sich ein Dutzend Jahre später, Genaueres zu erfahren. Um seine Frau zu schützen, tut er dies heimlich von seinem Arbeitsplatz aus und nutzt dazu das Briefpapier der Bank, bei der er tätig ist. Ob er vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge oder der Deutschen Dienststelle (WASSt) eine befriedigende Antwort erlangen konnte, ist derzeit nicht bekannt. Walter bleibt in den Herzen der Familie präsent. Seine Schwester Ilse hat geheiratet und eine Tochter bekommen, die ihren einzigen Onkel nie kennenlernen wird.

Nach 50 Jahren setzt Walters Tod ungeahnte Energien frei: Ilse setzt sich zusammen mit ihrer Cousine 1994 in einen Autoreisezug gen Süden und durchsucht nach den Angaben des einzig überlebenden Kameraden den Apennin. Sie finden das Dorf, in dessen Nähe der Bruder starb, und

ältere Einheimische sind sogar noch fähig, ihnen die ungefähre Stelle zu bezeichnen, an der er sein Leben verlor. Auch wurde seither auf dem deutschen Soldatenfriedhof am nahen Futa-Pass sein Name eingraviert. Der Brief war übrigens eine Lüge: das Dorf liegt südöstlich von Bologna. Zur Ruhe gekommen, kehrt Ilse nach Deutschland zurück. Sie sagte später, das Unbegreiflichste sei nicht, dass sie selbst die Neunzig deutlich überschritten habe, sondern dass sie 70 Jahre älter als ihr Bruder geworden sei.

Kaum mehr bewusst ist uns der Fakt, dass Italien einer der verlustreichsten Kriegsschauplätze in Westeuropa war, auf dem sowohl die Alliierten Streitkräfte als auch die Deutsche Wehrmacht je etwa 330.000 Vermisste, Verwundete und Gefallene zu beklagen hatten. Dort starben etwa 60.000 alliierte und 50.000 deutsche Soldaten, und Walter ist einer von ihnen. Zwei Zeilen auf dem Grabstein seiner Eltern erinnern noch heute an sein viel zu kurzes Leben, das vor 80 Jahren sinnlos abgebrochen wurde.

Verloren

Mit der oberschlesischen Heimat meines Vaters verbindet mich einzig unser Name, der im Westen Deutschlands stets Unverständnis hervor ruft. Er selbst konnte mir von dort nicht mehr erzählen, da er starb, als ich für Fragen meiner Herkunft noch nicht reif war. Seine neun Geschwister hätten in puncto Alter eher zu den Eltern meiner Mutter gepasst und waren sämtlich nicht mehr auf dieser Welt (damit war zugleich auch die Verbindung zu den meisten meiner Cousins und Cousinen abgerissen), als ich mich dem Thema zu nähern begann. Meine Mutter hatte ihre Schwiegereltern nicht mehr erleben können (sie waren beide bereits verstorben) und war zudem niemals von Pommern nach Schlesien gefahren. Schlechte Karten also, zumal ich mich bis zur Wende standhaft weigerte, in ein Ostblockland zu reisen, was überdies mit meinem Status als Reserveoffizier der Luftwaffe unvereinbar war.

Ein erstes Fenster schien sich Ende der Achtziger Jahre aufzutun. Im Bonner „General-Anzeiger“ war eine Reportage über den Kampf deutschstämmiger polnischer Priester gegen die Trunksucht in Oberschlesien erschienen, in der ein „Pfarrer Czernik“ ausdrücklich genannt und auch sein Foto abgedruckt wurde, das gewisse Ähnlichkeiten zu mir nahelegte. Der Redakteur war so freundlich, mir die Adresse des Priesters mitzuteilen, der sich bereits im Pensionsalter befand und daher ziemlich unbehindert durch den Eisernen Vorhang schlüpfen konnte. Nach wiederholtem Briefwechsel tauchte der Pfarrer eines Vormittags überraschend in Sinzig auf, wo meine Frau ihm auf seinen Wunsch St. Peter zeigte und ich ihn auf unserer Wohnzimmercouch Mittagsschlaf haltend vorfand, als ich nach dem Unterricht nach Hause kam. Wir vereinbarten, die Reihe unserer Ahnen zu durchforschen, konnten aber über die Namensgleichheit hinaus in mehreren Generationen keine Verwandtschaftsbeziehung nachweisen. Mittlerweile war die Mauer gefallen und Reisen zwischen Polen und Deutschland wesentlich einfacher geworden. Nur – wohin?

Mit meiner Mutter habe ich 2002 die Stätten ihrer Jugend in Pommern bereist und später auch in Nordschleswig Hinweise auf eine Häusergruppe erhalten, die als damalige Wohnung meiner Großeltern und Geburtshaus meiner Mutter in Frage kam. Somit war eine Fülle von Bildern in meinem Kopf vorhanden, und es blieben mütterlicherseits allenfalls marginale Fragen offen, während väterlicherseits komplettes Vakuum herrschte. Viele Cousins und Cousinen waren deutlich

älter als ich und lebten schon nicht mehr, zu den meisten anderen war der Kontakt abgebrochen. Es schien niemand mehr greifbar, der mir über die Verhältnisse in Zabrze/Hindenburg hätte Auskunft geben können. Doch halt: es gab noch eine lebende und in Oberschlesien geborene Verwandte, mit der ich auch in Kontakt stand! Lydia, ältere Tochter der jüngsten Schwester meines Vaters, sie ging schon auf die Neunzig zu, erfreute sich aber guter Gesundheit und war zum Zeitpunkt ihrer Flucht aus Oberschlesien 14 Jahre alt gewesen. Aus jenem Lebensalter geht einem vieles noch durch den Kopf, ein Mensch mit konkreten Erinnerungen war gefunden. Jetzt mussten wir nur noch ein Treffen ausmachen!

Der Termin war abgesprochen. Dann kam Corona, und sie sagte unsere Begegnung ab. Einen älteren Menschen während der Pandemie zu besuchen war unverantwortlich. Die meisten Hotels standen nicht zu Gebote, eine Tagestour in den Raum Hannover wäre auf insgesamt über acht Stunden Bahnfahrt mit der verfluchten Maske im Gesicht hinausgelaufen. Wir vertagten uns auf „normale“ Zeiten. Als ich das Thema vor einem Jahr wieder aufzugreifen versuchte, wurde mir von Menschen, die meine Cousine regelmäßig sehen, unmissverständlich bedeutet, sie sei zwar klar im Kopf, in den letzten Jahren körperlich aber so schwach geworden, dass ausführliche Fragen zu einer sehr fernen Vergangenheit ihre Kräfte deutlich überfordern würden.

Die Erinnerung an Zabrze wird mit Lydia untergehen. Ich bin zu spät gekommen.

Erhalten

Als sich drei Studenten in meiner Gonsenheimer Bude auf die Analysis-Klausuren des 2. Semesters vorbereiteten, war mir nicht klar, dass ich dort mit zwei Ausnahme-Freunden zusammen saß. Helmut, dessen Rolle hier nur gestreift werden wird, war und ist die längste nicht durch Familie begründete Beziehung meines Lebens (nunmehr im 60. Jahr), und Günter sollte die intensivste, weitreichendste und kürzeste Freundschaft werden.

Seine Mutter arbeitete als Dekanatssekretärin im Fachbereich Mathematik, wodurch er an einen schönen HiWi-Job kam, der ihn auch unter den Kommilitonen bekannt machte: Günter war das Bindeglied zwischen Fachbereich und Universitätsdruckerei, er brachte Vorlagen von Vorlesungsskripten, Übungsaufgaben etc. zum Druck und transportierte die fertigen Druck-erzeugnisse in den Fachbereich, wozu er ein Auto brauchte und eine der begehrten Einfahrtsgenehmigungen in den Mainzer Campus erhielt. Wir lernten nicht nur zusammen und bestanden die Klausuren, sondern entwickelten allmählich eine Freundschaft, zu der auch das gemeinsame Interesse an einer hoch begabten künftigen Konzertpianistin beigetragen haben mag. Im Wochenendhaus ihrer Eltern im Taunus verbrachten wir sehr vielseitige Tage und lange Abende, in denen es nicht allein um die Musik ging.

Nach dem fünften Semester wechselte Günter in seine Geburtsstadt München, um sein Studium an der LMU fortzusetzen und zu beenden. Ich besuchte ihn dort mindestens jährlich und genoß sowohl die Nähe der Alpen als auch die komplett anders strukturierte studentische Szene einer Millionenstadt: in Mainz gingen Studierende damals wie jeder andere Bürger ins Weinhaus, und eine spezielle Kneipenkultur gab es nicht. Mein Abitur hatte ich bereits mit 17 in der Tasche (was nicht allein den Kurzschuljahren geschuldet war) und nach zwei Jahren als Soldat auf Zeit gerade noch neunzehnjährig bereits die Bundeswehr hinter mir gehabt. Günter war ein Mann hoher sozialer Kompetenz, des Ausgleichs und der Lebensfreude, er half mir sehr, das, was mir - meinem

Lebensalter nicht entsprechend - an sozialen Erfahrungen und Reflexion fehlte, zu ergänzen. Um es klar zu sagen: ohne sein Wirken wäre ich nicht der, der ich heute bin.

Ich begann mein Referendariat; Günter wurde nicht Lehrer, sondern machte sein Hobby Fotografie zum Beruf, lernte Marianne kennen und gründete mit ihr eine Familie. Eine bezahlbare Wohnung mit ausreichend Platz fanden sie im Münchener „Speckgürtel“: Baldham, Gemeinde Vaterstetten, direkt am Waldrand. Dort habe ich ihn zusammen mit meiner künftigen Frau auf der Rückfahrt vom Skiurlaub besucht, und mein letztes Foto zeigt seine junge Familie im Januar 1986 vor Schloss Schleißheim.

Irgendwann traf 1989 dann die bestürzende Nachricht ein, dass mein Freund Günter, ein ausgezeichneter Schwimmer, bei einem Badeunfall in Kroatien umgekommen sei und Marianne mit drei kleinen Kindern hinterlassen habe. Er war nur 37 Jahre alt geworden.

All dies entschwand langsam und so lange aus meinem Leben, bis es unserem älteren Sohn gefiel, dreißig Jahre später ausgerechnet in Vaterstetten eine Eigentumswohnung zu erwerben. Vaterstetten – Baldham – Günter, alles plopte sofort wieder auf. Was wohl aus seiner Familie geworden war? Ich hatte noch erfahren, dass die Fünf in Ebersberg ein älteres Haus gekauft hatten. Google sagte mir dann schnell: Marianne heißt wie früher, wohnt auch noch in Ebersberg und ist dort für eine politische Partei aktiv, die zu ihrer mir bekannten Haltung passt. Verwechslungen waren kaum möglich, also schrieb ich einen Brief, eine Korrespondenz entwickelte sich, und dann bot ich an, den gemeinsamen Kindern, die an ihren Vater altersbedingt kaum eine Erinnerung haben konnten, von ihm aus einer Lebensphase zu erzählen, die die Mutter gar nicht abdecken kann, da sie ihren Mann damals noch nicht gekannt hatte. Zur Vorbereitung traf ich mich noch während der Pandemie in der Wohnung meines Sohnes mit Marianne, die ihre Fotoalben mitbrachte und mich hinsichtlich der Achtziger Jahre auf den Stand der Dinge brachte.

Ein Jahr später war es dann soweit: alle konnten Zeit erübrigen, ich wurde von meiner Frau und unserem Sohn, der darauf bestanden hatte, nach Ebersberg begleitet. Für Günters Kinder muss es geradezu surreal gewesen sein: Da kommt einer zu uns, den wir nicht kennen, und erzählt uns aus der Studienzeit unseres Vaters, an den wir keine Erinnerung haben! Wir kamen als Fremde an und wurden in Minuten zu Freunden, woran nicht nur unsere Open-Air-Tafel im sonnendurchglühten Garten schuld war. Es war wie vermutet: der ältere Sohn hatte noch ganz wenige diffuse eigene Erinnerungen an seinen Vater, Tochter und jüngerer Sohn gar keine. Ich hatte mein Archiv durchwühlt, 22 Bilder von Günter gefunden und sie als Großformate abziehen lassen. Das ergab der Gespräche genug. Vieles, was man ihnen über seinen Charakter berichtet hatte, konnte ich bestätigen, aber auch bislang Unbekanntes wie sein Spiel als Drummer in einer Mainzer Rockband beisteuern. Vor allem der jüngere Sohn, der seinem Vater stark ähnelt und auch wie er spricht, war wie ein Schwamm, er hing sehr lange über den Fotos und hörte gar nicht auf zu fragen. Der Nachmittag wurde lang, und als ich geendet hatte, hob ein kräftiger Windstoß aus heiterem Himmel den klapprigen Sonnenschirm hoch in die Luft, der danach nicht mehr zu gebrauchen war. Es war geradezu biblisch gewesen, und alle hatten es verstanden.

Günters Grab sehen zu dürfen habe ich mir für den nächsten Besuch erbeten. Er wird mir nicht davon laufen. Vielleicht zeigt man mir sogar seinen ersten Enkel?